



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

G., H.: Die Armenpflege im alten Rom.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und in ihrem Director einen tüchtigen Astronomen besitzen, ist für unsere Schiffahrt von Bedeutung. Daher mag die beiläufige Wissenschaftlichkeit des Institutes noch passiren! Aber ein kostspieliges Museum?! Was nützen die todten Mineralien, sind Gold- und Silberbaren im Schatz doch besser? Was nützt es, daß wir schon 350 Arten Säugethiere in 110 Gattungen, 1700 Arten Vögel in 630 Gattungen, von den jetzt bekannten 160 Arten Seeigel bereits den dritten Theil, von 35 bekannten Gattungen Seesternen bereits 27 und den dritten Theil ihrer bekannten Arten haben, und an unseren 6476 Arten Conchylien in 313 Gattungen eine Sammlung besitzen, die der weitgereiste Conchyliologe Cumming die reichste Deutschlands nannte? —

Diese und ähnliche Stimmen bedürfen keiner Widerlegung. Die Mehrzahl der Gebildeten denkt unzweifelhaft anders. Die Gunst, die unser Museum fand, widerspricht entschieden dem materiellen Ruße Hamburgs. Den Vortheil, den ihm seine Weltstellung an die Hand gibt, läßt Hamburg jetzt nicht mehr vorübergehen, es unterläßt nicht mehr nach seinen Kräften zum Bau der wissenschaftlichen Naturerkenntniß beizusteuern. J. V. Meier.

Die Armenpflege im alten Rom.

Wir geben im Nachstehenden einen Ausschnitt aus den Zuständen Roms nach dem großen Bürgerkriege. Die Masse der Bewohner Italiens war durch unaufhörliche Recrutirungen der friedlichen Arbeit entfremdet, der Stand der kleinen Ackerbauer hatte so gut wie ganz aufgehört zu existiren, das Land war in die Hände von Speculanten, die statt des nicht genug lohnenden Getreides Wein und Del bauten, oder in den Besitz luxuriöser Reichen übergegangen, welche es in Parks, Gärten oder Fischteiche verwandelten. Auf den übrig bleibenden Strecken fand der freie Landmann weder als Pächter noch als Tagelöhner Beschäftigung, da die Reichen ihre ungeheuren Güter durch Sklaven bewirthschafteten, die ihnen weniger kosteten, und die sie nach Willkür als kleine Tyrannen regierten. So verschwand nach und nach der eigentliche Mittelstand; wie in der Zeit nach der Königsherrschaft dem Erbadel, stand jetzt der übermächtigen Geldaristokratie die große, besitzlose Masse gegenüber: Italien sank mit reißender Schnelligkeit in Schwäche und Armuth. Der Rückschlag, den die Hauptstadt durch diese unseligen Aenderungen in den Provinzen erhielt, war ein sehr empfindlicher. Ihre Bevölkerung war immer im Steigen begriffen, und erreichte endlich unter August die Einwohnerzahl der jetzt am höchsten bevölkerten Stadt Europas, aber leider nicht durch natürliches Wachsthum, sondern durch die Einwanderung italischer Bettler und ausländischer

Glückstritter. „Siehe,“ schreibt Seneca an seine Mutter, „diese ungeheure Einwohnermenge, für welche kaum die Häuser der unermesslichen Stadt hinreichen. Der größte Theil dieser Volksmasse ist heimathlos; aus den Municipien und Colonien, aus dem ganzen Erdkreise strömen sie hier zusammen.“ Besonders zogen sich alle, die in Italien nicht ihren Unterhalt finden konnten, hierher, mehr um Theil zu nehmen an der reichlich fließenden Quelle der kaiserlichen Geschenke und Unterstützungen, als in der Hoffnung gesteigerten Broterwerbs auf dem Wege der Arbeit. Freilich sollte man glauben, daß sich bei dem grenzenlosen Luxus, mit dem sich die nur nach Lebensgenuß haschenden römischen Großen umgaben, die arbeitenden Classen der Bevölkerung recht gut gestanden haben müßten. Dies war jedoch keineswegs der Fall; zwar fanden Hunderte von Menschen bei einem einzigen Reichen Beschäftigung und Unterhalt, aber es waren wieder seine Leibeigenen, die, wie heute bei den russischen Magnaten, nicht bloß als Bediente und Landbauer, sondern als Handwerker und Künstler jeder Art alle Bedürfnisse seines großen Haushaltes befriedigten, und nicht nur dadurch dem freien römischen Handwerker die Erwerbsquellen verringerten, sondern auch oft als Fabrikarbeiter im Dienste gewinnsüchtiger Herren (es gab z. B. schon damals Fabriken fertiger Kleider!) demselben gefährliche Concurrenz bereiteten. Dazu kam, daß der Freigeborene sich schwer von dem altrömischen Vorurtheile gegen jedes ihm gemein und niedrig scheinende Gewerbe losreißen konnte und endlich, daß ein streng geregeltes, dem mittelalterlichen sehr ähnliches Zunftsystem den Absatz jedes Handwerkers auf einen bestimmten Stadttheil beschränkte, und jedenfalls gegen fremde Eindringlinge in sehr exclusiver Weise gehandhabt wurde. So erklärt sich denn jene uns seltsam dünkende Erscheinung, daß in der damaligen Hauptstadt der Welt, trotz der unendlichen Reichthümer, welche hier zusammenstießen, die Hälfte der freien Bevölkerung sich nicht ernähren konnte, sondern vom Staate Jahr aus Jahr ein unterhalten werden mußte! In früheren Zeiten, als Rom anfang, sich durch überseeische Zufuhren zu verproviantiren, hatte man, um das Volk nicht dem Kornwucher Preis zu geben, auf Rechnung des Staates den Bedarf der Stadt aufgekauft und dann aus den Magazinen jedem Hausvater monatlich ungefähr $\frac{3}{4}$ preuß. Scheffel Weizen zu billigerem Preise abgelassen. Schon dadurch verlor die Staatskasse in einem einzigen Jahre nur am sicilischen Weizen über eine halbe Million Thaler und im Jahre 62 v. Chr. betrug die Gesamtsumme der Einbuße gegen 2 Millionen! Kurz darauf ging des bekannten Tribuns Clodius Gesetzesvorschlag durch, nach welchem den Bürgern Roms mit Ausnahme der Senatoren und Ritter das Getreide ganz umsonst geliefert werden mußte. So fand denn Cäsar 320,000 Getreideempfänger vor, deren Versorgung jährlich wenigstens 4 Millionen kosten mochte. Zwar nahm er eine Revision vor, schied 170,000 aus, stedelte

80,000 Arme in überseeischen Colonien an und suchte auch für die in Italien Bleibenden einen regelmäßigen Erwerb zu schaffen, indem er die Besitzer größerer Güter verpflichtete, wenigstens den dritten Theil ihrer Hirten aus Freigeborenen zu nehmen. 150,000 Mann sollten die Normalzahl für die Getreideempfänger werden, und für die durch Aussterben leer werdenden Plätze wurde eine Expectantenliste angefertigt; allein unter August war die Zahl schon wieder auf ihre frühere Höhe gestiegen, weil der Kaiser die Aufnahme, zu welcher vorher erst das elfte Lebensjahr berechtigt hatte, auch auf kleinere Kinder ausdehnte, und so blieb es mit wenigen Ausnahmen die ganze Kaiserzeit hindurch. Die wirkliche Armuth gab auf diese Ausheilungen keinen Anspruch, sie wurde dabei ebensowenig berücksichtigt, als die sittliche Aufführung. „Das öffentliche Getreide“, sagt Seneca, „empfängt ebensowol der Dieb, als der Meineidige und der Ehebrecher, und ohne Unterschied der Sitten überhaupt jeder, dessen Name in die Erztafeln eingegraben ist; ebenso erhalten jede andere öffentliche Spende Gerechte und Ungerechte, nicht als gute Menschen, sondern als römische Bürger.“ Selbst Wohlhabendere schämten sich nicht, durch Freilassung ihrer Sklaven Betrug zu üben und sich eine größere Quantität zu verschaffen. Dennoch reichten selbst bei den Armen diese 12 Megen monatlich nicht hin, da das weibliche Geschlecht dabei nicht mit bedacht war; es fehlt deshalb nicht an Klagen der Undankbarkeit darüber, daß die ganze Familie sich mit der Ration eines Soldaten oder Gefangenen begnügen müsse, und in Jahren allgemeiner Theuerung mußte das Doppelte, ja Vierfache der gewöhnlichen Portion vertheilt werden. Uebrigens wurde der Weizen gegen Vorzeigung eines Magazinscheines, der in der späteren Kaiserzeit sogar vererblich wurde, aus den kaiserlichen Niederlagen entnommen, bis es endlich unter Aurelian Sitte ward, anstatt des Getreides Brot zu vertheilen. Nun errichtete man auf Staatskosten Bäckereien, und damit auch die Bäcker keinen Unterschleif treiben könnten, traf man die Bestimmung, daß die Empfänger ihr Brot von stufenförmigen Gerüsten, welche neben den Bäckereien errichtet wurden, vor aller Augen abholen mußten. Dessenungeachtet drängten sich Unberufene, besonders Sklaven mit hinzu, und ein hartes Gesetz des Kaisers Valentinian I. verurtheilte jeden Sklaven, der sich eingeschlichen hätte, zur lebenslänglichen Arbeit in der Bäckerei und der damit verbundenen Mühle, jeden Senator, der seinen Sklaven zum Betrug verleitet hätte, zur Güterconfiscation, jeden andern Freigeborenen, selbst den ärmsten, zur Strafarbeit, jeden Beamten aber, der Mitwisser des Betrugs gewesen, zur Hinrichtung durchs Schwert. Zwar scheint man in dieser späten Zeit auf die Armuth mehr Rücksicht genommen zu haben; denn in einem andern Gesetze desselben Kaisers heißt es ausdrücklich, daß dieses Brot für die Armen bestimmt sei, „die von anderer Hilfe entblößt wären“; aber natürlich hatte man jene 300,000 Men-

schen durch die Regelmäßigkeit der Unterstüzungen in so weit verwöhnt und der Arbeit entfremdet, daß sie ohne dieselben dem Verhungern ausgefetzt gewesen wären und jeder Pensionär, der in die Empfängerliste einrückte, wurde ein der Hilfe Bedürftiger, wenn er es auch vorher nicht gewesen war. In Konstantinopel, wohin das Institut der Brotaustheilung durch Konstantin den Großen verpflanzt worden war, wurden besonders diejenigen bedacht, welche neue Häuser erbauten, also wieder nicht die Armsten und der Anspruch auf das Geschenk haftete dann an den Gebäuden, nicht an der Familie der Erbauer. In Rom wird der Brotvertheilung noch unter Theoderich, dem Ostgothen, gedacht und öffentliche Getreidemagazine gab es dort in der späteren Zeit 335.

Zu den regelmäßigen Unterstüzungen der Einwohner Roms müssen aber ferner noch die sogenannten Congiarien (von Congius, dem Delmaße) d. h. Geschenke an Del, Salz, Fleisch, Wein und Kleidern gerechnet werden. Für den niedrigen Preis des Dels, welches die Römer nur als Nahrungsmittel, nicht wie die Griechen für die Palästra benutzten, hatten schon in früher Zeit die Aedilen Sorge getragen. Die spätere Gratiislieferung desselben war keine ununterbrochene, wie die des Brotes, und unter den Namen der Wohlthäter werden besonders hervorgehoben: Cäsar, welcher im Jahre 46 v. Chr. 10 Pfd. Del an den Mann vertheilte, und Septimius Severus; Konstantin, der Große, schaffte diese aus den Abgaben von Tripolis und Nicäa fließende Schenkung gänzlich ab. Natürlich suchte man auch das Fleisch billig zu erhalten und Alexander Severus drückte z. B. die Preise desselben bedeutend herab, indem er das Schlachten von Mutterschweinen, Kühen und Kälbern verbot. Allein erst Aurelian brachte die von nun an fortbestehende Sitte auf, dem Volke das Schweinefleisch umsonst zu liefern, ja er hatte sogar im Sinne, den Weinbedarf auch hinzuzufügen. In den fruchtbaren, waldbreichen Gegenden Etruriens und weiter hinauf bis an die Seealpen gab es sehr viele unangebaute Strecken, welche der Kaiser den Besitzern abkaufen und mit Kriegsgefangenen bevölkern wollte. Die Hügel sollten dann mit Weinstöcken bepflanzt werden, und der Ertrag dem römischen Volke überlassen bleiben. Schon waren die Keltern, Fässer, Schiffe und Arbeitslöhne veranschlagt, als der Kaiser den Gegenstellungen seiner nächsten Umgebung Gehör gab, und es dabei bewenden ließ, daß er dem Volke Wein aus den kaiserlichen Kellern billig verkaufte. Besonders soll der Präfect seiner Leibgarde durch den richtigen Anspruch dazu beigetragen haben: „Wenn wir dem Volke auch Wein geben, so fehlt nur noch, daß wir ihm auch die Hühner und Gänse dazu schenken!“ Wie die Soldaten erhielt das Volk auch zuweilen Geldgeschenke, z. B. beim Mündigwerden des Thronfolgers, wo auf den Kopf 13—14 Thlr. kommen, (Antonin, der Philosoph, gab einmal 30 Thlr.). An diesen Congiarien participirten übrigens immer nur dieselben Personen, welche auch zum Empfang

des Getreides berechtigt waren; natürlich suchte man aber vorzüglich kurz vor einer solchen Spende einen Platz auf dem Verzeichniß der Erstafeln zu erhaschen. So schreibt der jüngere Plinius aus der Zeit Trajans: „Wenn der Tag der Austheilung herannahete, pflegte man sonst den öffentlichen Ausgang des Kaisers zu erwarten, besonders fasten Schwärme von Kindern vor dem Palaste Posto. Sobald er erschien, bemühten sich die Eltern, ihre Kleinen dem Fürsten zu zeigen; sie setzten dieselben auf ihren Nacken, und lehrten sie schmeichelnde Bittworte nachsprechen. Die meisten Kinder belästigten aber die tauben Ohren der Kaiser mit vergeblichen Bitten; ohne zu wissen, um was sie baten, wurden sie auf die Zeit vertröstet, wo sie es einsehen würden. Du liehest dich nicht einmal darum bitten und alle einschreiben, bevor sie dich sahen und sich dir naheten.“ Die Kosten dieser Schenkungen, die man für die Zeit zwischen Cäsar und Diocletian ziemlich genau zusammenstellen kann, sind ungeheuer; sie standen in den verschiedenen Regierungszeiten nie unter 800,000 Thlr., stiegen aber bis zur enormen Höhe von 70 Millionen (Diocletian) und blieben durchschnittlich gegen 10—12 Millionen Thlr.

Und welchen sittlichen Werth und Einfluß hatten diese großartigen Almosen? — Diese Frage kann leider nicht zu Gunsten der betreffenden Institute beantwortet werden. Sie waren unglückliche Erbstücke aus den Zeiten der Republik, welche die Kaiser theils benutzten, um ihre Popularität zu erhalten, theils nicht anzutasten wagten, weil sie sich zu unsicher auf dem Throne fühlten. Die Getreidevertheilungen hatte das Volk im Gefühle seiner Souveränität anfangs als ein Recht beansprucht, als eine Entschädigung für den ihm gebührenden Genuß der Einkünfte erobelter Provinzen und daher gab auch schon das bloße Bürgerrecht den Anspruch auf Berücksichtigung. Ebenso waren die Congiarien anfangs nur die Mittel gewesen, durch welche ehrsuchtige Demagogen sich in die Gunst des Volkes einzudrängen und Aemter zu erjagen strebten. Zwar läßt es sich nicht leugnen, daß beiderlei Spenden, wie schon erwähnt, den größten Theil der Empfänger vor dem äußersten Mangel schützten, aber die Unmasse der Bedürftigen hatte sich ja eben dieses Köders wegen aus ganz Italien nach der Hauptstadt gezogen und fröhnte nun dort dem Müßiggange und der Schaulust. „Brot und Circusspiele!“ wurden ihre Losungsworte und ein Glück war es noch zu nennen, daß die Milde des Klimas und die Genügsamkeit der Südländer überhaupt dem armen Römer manche uns unentbehrlich dünkende Bedürfnisse des Lebens leichter zu verschmerzen erlaubten. Dazu hatte er von den Vorzügen seiner großen Vorfahren noch eine Art politischen Ehrgefühls behalten, das ihn immer noch mit Stolz auf den reichen Sklaven herabblicken ließ, und ihn noch am Rande des Hungertodes vor der schimpflichen Arbeit, vor dem Verkauf seiner Kräfte bewahrte. Und so blieb der römische Pöbel bis in die spätesten Zeiten. Noch

während der Völkerwanderung schreibt Ammianus Marcellinus: „Wir wenden uns zu dem müßigen, unthätigen Volke. Dieses verwendet sein ganzes Leben auf Wein, Würfelspiel, Ausschweifungen und Schauspiele; sein Tempel und seine Wohnung; sein Versammlungsplatz und der Inbegriff aller seiner Wünsche ist der Circus Maximus. Ueberall auf den Marktplätzen, Kreuzwegen und Straßen steht man diese Leute haufenweise beieinander stehen und unter sich mit heftigem Gezänke disputiren. Diejenigen unter ihnen, welche lange genug gelebt haben, und deshalb Ansehen genießen, schreien dann trotz ihrer weißen Haare und Runzeln, der Staat könne nicht bestehen, wenn nicht bei der nächsten Wettfahrt irgend ein Wagenlenker zuerst aus den Schranken herauspiengen, oder mit seinen Nebenpferden nicht eng genug an der Spitzsäule des Circus umlenken werde. Und während ihre Faulheit und Nachlässigkeit so groß ist, so eilen doch alle, sobald der erwünschte Tag der Wettfahrten anbricht, ehe noch das Tagesgestirn aufgeht, über Hals und Kopf nach dem Circus, als ob sie die wetteifernden Wagen an Schnelligkeit übertreffen wollten; ja die Meisten bringen die vorhergehenden Nächte schlaflos zu, aus Sorgen über den Ausgang ihrer Wünsche. Wenn sie dann die theatralischen Vorstellungen besuchen, wird jeder Schauspieler ausgezischt, der sich nicht die Gunst des Pöbels durch Geld erkauft hat. Fehlt endlich auch dieser Lärm, so schreien sie nach Art des alten taurischen Volkes, man müsse die Fremden aus der Stadt treiben, ohne deren Hilfe sie doch nie bestehen konnten.“ So lebte und dachte also der Hauptbestandtheil des Volkes, während die rauhe Faust der Barbaren an alle Thore des morschen Reiches pochte, und die Söhne der Provinzen unter fremden Anführern ihr Blut für dessen Rettung vergossen!

Stifteten also die Austheilungen von Weizen und andern Victualien wenig Gutes, so gab es unter den Kaisern noch eine Art milder Stiftung für Kinder, die eher ein Wohlthätigkeitsinstitut genannt werden kann, wenn sie auch ihren Ursprung ebenfalls weniger menschlichem Mitgefühl für die Armuth, als einem politischen Beweggrunde verdankte. Sie gehörte nämlich mit zu den vergeblichen Versuchen der ersten Kaiser, das Sinken des sittlichen Lebens zu hemmen und besonders durch Belohnung der rechtmäßigen Ehe und des Kinderreichthums die bedenkliche Abnahme der freien römischen Bevölkerung aufzuhalten. Schon Augustus hatte eine Menge äußerer Ehren und Vortheile durch sein bekanntes Ehegesetz den Verheiratheten zugewendet, und unter anderem einmal bei einer Revision der städtischen Regionen jedem Familienvater aus dem Volke für jedes Kind 33 Thaler auszahlen lassen. Nerva und besonders Trajan (der außerdem 5000 Kinder durch Aufnahme unter die Getreideempfänger versorgte) stifteten mehre Fonds von Capitalien, von deren Zinsen Kinder freigeborener Eltern Unterstützung erhielten, und dehnten diese Wohlthätigkeit auf ganz Italien aus. Spätere Kaiser, vorzüg-

lich die Antonine folgten diesem Beispiele, machten neue Capitalschenkungen, und nannten diese Stiftungen (schon echt modern) nach dem Namen ihrer Gemahlinnen. Auch Privatleute vermachten zuweilen einzelnen Städten Summen zu demselben Zwecke; so schenkte der jüngere Plinius seiner Vaterstadt Komum 27,000 Thlr. zu einer Stiftung für Knaben und Mädchen und eine gewisse Makrina den Terracinenern 55,000 Thlr. zur Unterstützung 100 armer Kinder. Diese Hilfe traf zum größern Theil die Knaben und reichte bei diesen bis zum 18., bei den Mädchen bis zum 14. Jahre; sie bestand theils in Getreide, theils in Geld, so daß auf einen Knaben durchschnittlich 1 Thlr. im Monate, auf das Mädchen $\frac{3}{4}$ Thlr. kam. Daß aber trotz dieser sprechenden Beweise der wohlthätige Sinn jener achtungswerthen Stifter noch weit entfernt war von der weitherzigen christlichen Armenpflege und Nächstenliebe, das zeigt sich besonders hierin, daß man das allernächst Liegende übersah, daß man wol für die heranwachsende jüngere Generation sorgte, aber ohne besondere Rücksicht auf die Waisen zu nehmen und ohne sich der unglücklichen Geschöpfe zu erbarmen, welche mütterliche Scham oder väterliche Hartherzigkeit von sich stieß und an Tempeln und öffentlichen Plätzen oder an den Thüren reicher Leute aufsetzte. Besonders die Milchsäule auf dem Gemüsemarte und der uralte Felsenbaum am Palatin, der Sage nach der einstige Rettungsanker der Zwillingstifter Roms, waren diejenigen Plätze, an denen man am häufigsten auf das Mitleid der Vorübergehenden speculirte. Diese Grausamkeit verbot kein Gesetz; selbst der erste christliche Kaiser machte nur einen Anfang zu ihrer Abschaffung, indem er den Eltern alle Rechte auf ihre ausgefetzten Kinder absprach und ihnen jede Hoffnung nahm, sie einst wieder zu bekommen, und erst Valentinian und Gratian geboten jedem, seine Kinder zu ernähren und belegen die Aussetzung mit harten Strafen. Selten war wol das Schicksal dieser Findelkinder, auch wenn sie Pflegeeltern fanden, zuletzt ein so heiteres, wie es bei den Komikern, welche das Verhältniß oft zur Schürzung des dramatischen Knotens benutzen, geschildert wird. Leider gar oft schlich unter dem Mantel der Barmherzigkeit die schändeste Gewinnsucht umher, und suchte sich gerade die Krüppel unter den Kleinen aus, oder verstümmelte wol gar die wohlgestalteten zu Hause — um sie später für sich betteln zu lassen und ihre Erziehungskosten vervielfacht wieder einzuziehen; denn diese Unglücklichen wurden ja nach dem Gesetze alle — Sklaven! Doch dies hat uns bereits in das Gebiet der untersten Classe der römischen Proletarier, der Bettler von Profession, geführt. Die Zahl derselben stieg begreiflich mit dem Zunehmen des Proletariats überhaupt. Es gab in der Kaiserzeit Tausende von freien Römern und flüchtigen Sklaven, die kein anderes Obdach hatten, als die öffentlichen Hallen und Säulengänge der Tempel und die ungeheuren Räume der Cirken und Amphitheater, „deren müder Nacken“ — Worte Senecas — „auf einem

Heubündel ausruhte, oder auf einem alten Polster im Circus, dessen Stopfwerk durch die Fliedstellen der alten Leinwand hervorquoll.“ — Der Miethzins in der Niesenstadt war sehr theuer und für einen finstern Winkel oder für ein zu lustiges Stübchen im sechsten Stocke „in der Nähe nistender Tauben“, zahlte man nach Juvenal jährlich so viel, als in einer kleinen Landstadt für ein bescheidenes Häuschen. Am Tage hatten die Bettler gewöhnlich ihre festen Stationen, die sie nach Art des homerischen Trus in ehrlichem Faustkampfe gegen jeden Eindringling vertheidigten, und wie im heutigen Rom die Brücke S. Angelo und die spanische Treppe die Hauptversammlungsplätze sind, so waren es im Alterthum die Thore und unter den Brücken vorzüglich die subtilische, so daß Juvenal anstatt des Wortes Bettler gradezu den Ausdruck braucht: „Einer von der Brücke“. Die Stelle des heutigen Ghetto vertrat der wegen ungesunder Luft und sumpfigen Bodens von den Wohlhabenden geflohene Vatikan (Ammian. Marcellin. 27, 2.). Von Haus zu Haus wanderten ferner Abgebrannte und Schiffbrüchige, oft Gemälde ihrer Unglücksfälle mit sich führend, um den Glauben und das Mitleid zu steigern! Außer der Masse unprivilegirter Bettler durchzogen aber auch schon damals die Bettelpriester verschiedener Culte mit Erlaubniß der Regierung die Hauptstadt und die Provinzen, monatliche Almosen für religiöse Zwecke heischend und Tractätchen vertrödelnd, deren Lectüre angeblich entzündigen sollte. Besonders geschah dies im Interesse der großen Göttermutter Cybele und der ägyptischen Isis. Es bezieht sich darauf das Lob, welches Valerius Maximus den Marcellern ertheilt, weil sie „allen, welche unter irgend einem religiösen Vorwande Unterhalt für ihre Faulheit erbettelten,“ ihre Thore verschloßen, und jeden „erlogenen und geschminkten Aberglauben“ fern von sich hielten. Auch Tertullian sagt spottend: „Die Ehrwürdigkeit der Religion wird gewinnbringend, wenn sie bettelnd die Wirthshäuser besucht.“ Der gute Kirchenvater hat freilich nicht geahnt, daß einige Jahrhunderte später christliche Mönche das Gelübde lebenslänglicher Bettelpflicht ablegen würden!

Die oft unverständlich gehandhabte christliche Mildthätigkeit trug keineswegs dazu bei, die Zahl der Bettler in Rom zu mindern, und nachdem Valentinian I. besondere Armenärzte mit fester Besoldung in Rom angestellt hatte, sah sich Gratian endlich genöthigt, seinem Stadtpräfecten zu befehlen, eine strenge Revision vorzunehmen, und alle Bettler untersuchen zu lassen. Diejenigen, welche noch zur Arbeit tauglich waren, wurden, wenn sie dem freien Stande angehörten, als Bauern angesiedelt, wenn sie das Unglück hatten, Sklaven zu sein, Eigenthum ihrer Denuncianten. Zu gleicher Zeit schreibt der heilige Ambrosius in seinem Buche über die Pflichten der Geistlichkeit, man müsse sich hüten, Wohlthaten an Unwürdige zu verschwenden, und dadurch die Unterstützungen der wirklichen Armuth zu verringern, und ermahnt die Priester,

ja nicht jeder Lüge der Vagabunden zu trauen, sondern zuvor die Wahrheit zu erforschen. Auch Justinian behielt die Bestimmungen Gratians mit wenigen Ausnahmen bei. Bis zu seiner Zeit hatte nun freilich das Christenthum unendlich viel gethan, um den wahren Bedürfnissen der Armen zu Hilfe zu kommen, und die wirklich Bedürftigen ohne Nebenzwecke zu berücksichtigen; ja man kann beinahe nachweisen, daß alle unsere Institute der Wohlthätigkeit schon in jenen Zeiten vorhanden waren. Schon der abtrünnige Julian wies die heidnischen Priester auf die Armenpflege der Christen als nachahmungswürdig hin, und im Gesetzbuche Justinians finden sich bereits erwähnt: Herbergen für Fremde (sie lagen in unmittelbarer Nähe der Kirchen), Krankenhäuser (von den Diakonissinnen besorgt), Waisenhäuser (deren Beamte, weil sie Elternstelle vertraten, nicht verbunden waren, ihren Zöglingen später Rechenschaft abzulegen), Findelhäuser und Hospitäler für alte Personen. Alle diese Institute wurden von den Kaisern durch namhafte Privilegien begünstigt und geben für die alte Kirche das Zeugniß, daß sie diese Angelegenheit nicht vom bloßen polizeilichen Standpunkte aus ansah. In Alexandria allein gab es 600 Krankenpfleger, wegen der Pestgefahr, der sie ausgesetzt waren, Parabolani, Wagehälfe, benannt, und für Rom selbst hat man aus dem 3. Jahrhundert die unverdächtige Nachricht, daß bereits zur Zeit der dioeletianischen Verfolgung mehr als 1500 Witwen und Hilfsbedürftige von der Unterstützung der christlichen Gemeinde lebten. Bald freilich wurde dies anders und fiel die ganze Sorge den Klöstern anheim, wodurch dem christlichen Sinn und Leben nur Nachtheil erwuchs. H. G.

Der Mormonenkrieg in Utah.

Was schon seit Jahren erwartet wurde, ist endlich eingetreten. Die Centralregierung der Vereinigten Staaten fand sich bewogen, gegen die „Heiligen vom jüngsten Tage“ in Utah Truppen marschiren zu lassen, und die „Heiligen“ wehren diesen Truppen den Eintritt in das Territorium, verbieten dem Führer derselben jedes weitere Vorrücken, besetzen die Pässe, durch die der Weg nach dem Becken des Salzsees führt, verbrennen die Gepäckwagen, welche das Regierungsheer begleiten u. s. w. Ein neuer Mormonenkrieg ist ausgebrochen, dessen Ende die Unterwerfung der Fanatiker und vermuthlich zugleich die Vereitelung des bisher mit großer Klugheit und Ausdauer verfolgten Planes ihrer Häupter sein wird, das Territorium, wenn es gesetzlich zum Staate gereift ist, in der jetzigen seltsamen Zwittergestalt einer Theodemokratie in die Union eintreten zu lassen. Man konnte, als bei der Präsidentenwahl die